



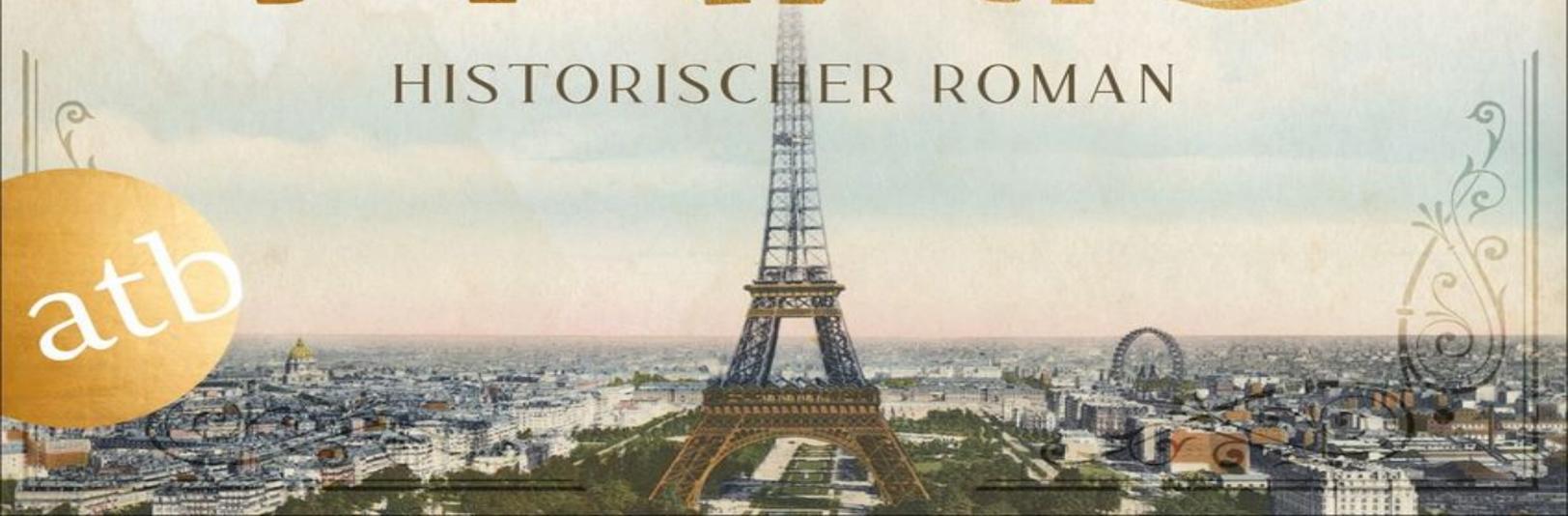
TABEA
KOENIG

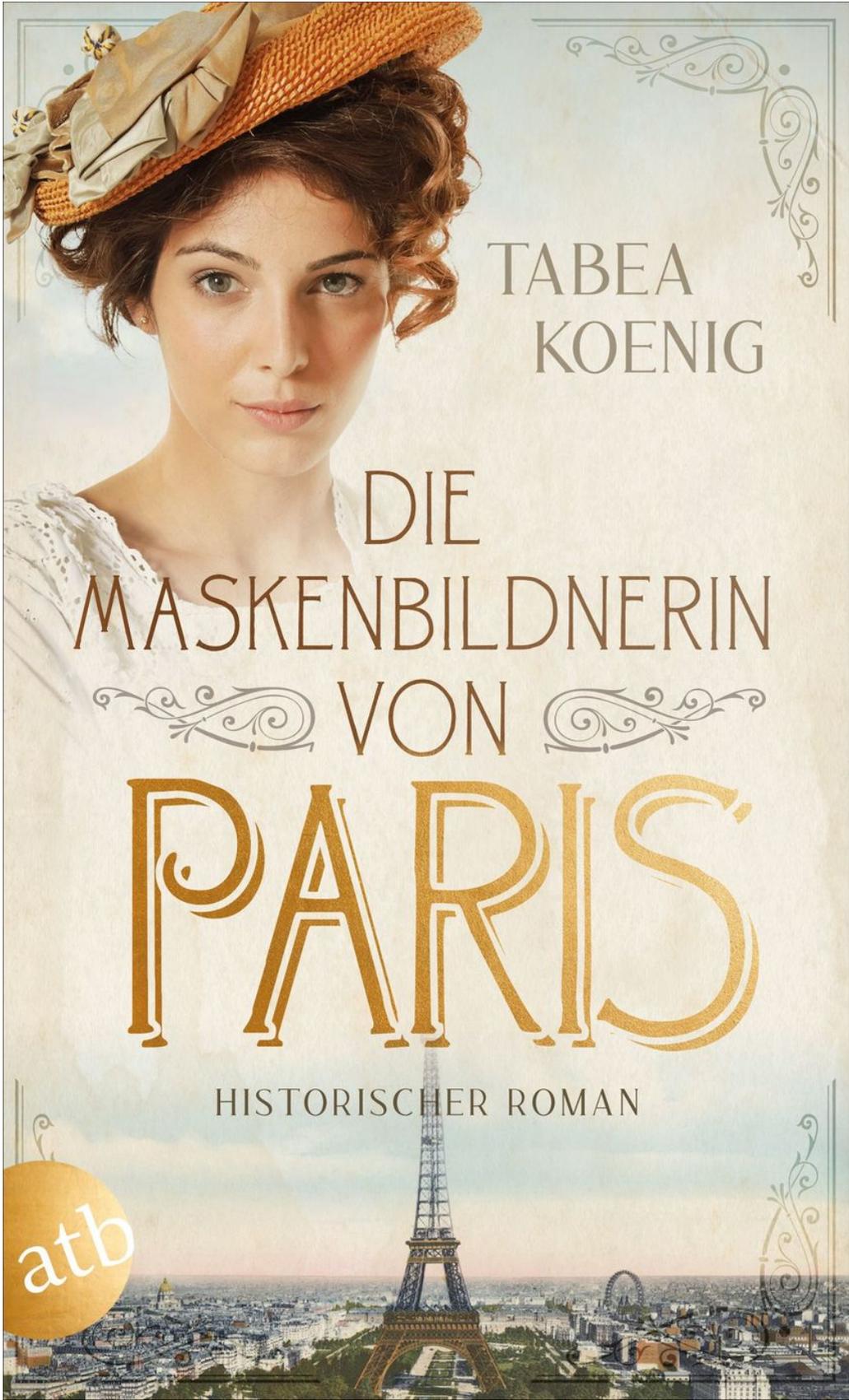
DIE
MASKENBILDNERIN
VON

PARIS

HISTORISCHER ROMAN

atb





TABEA
KOENIG

DIE
MASKENBILDNERIN
VON

PARIS

HISTORISCHER ROMAN

atb

Über das Buch

Die junge Künstlerin Valérie zieht fort von ihrem kleinen Heimatort Raduille und nach Paris, wo sie an der Académie Colarossi Kunst studieren will. Doch dafür muss sie ihre Jugendliebe Gabriel zurücklassen - und der Neuanfang in Paris fällt ihr schwer. Schon bald lernt sie den jungen Dichter Guillaume Apollinaire kennen, der Valérie unter seine Fittiche nimmt und sie in die Pariser Kunstszene einführt. Sie baut sich ein Leben auf in Paris, doch dann bricht der Krieg aus - und sie erfährt, dass Gabriel vermisst wird. Nachdem sie der Bildhauerin Anna Coleman Ladd begegnet, die hauchdünne Masken aus Kupfer für Gesichtsversehrte anfertigt, weiß Valérie: Hierfür will sie ihr Talent einsetzen, um den Soldaten neue Hoffnung zu geben. Bei ihrer Arbeit begegnet sie dem Soldaten Louis, der ebenfalls schwere Verwundungen erlitt. Die beiden verlieben sich ineinander, doch es gibt etwas, was Valérie ihm nicht erzählen kann: Sie hat eine Tochter zur Welt gebracht - und die muss sie nun zu sich holen.

Über Tabea Koenig

Tabea Koenig, geboren 1992 in der Schweiz, studierte Soziale Arbeit und Kulturvermittlung. 2014 unternahm sie eine Rundreise durch Schottland, wo sie die Inspiration zum Schreiben fand. Sie war schon immer fasziniert von historischen Geschichten und besonders von Paris um 1900, der „Belle Époque“.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Tabea Koenig

Die Maskenbildnerin von Paris

Historischer Roman

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Widmung

Prolog – Paris, Januar 1917

Teil 1 – Fünf Jahre zuvor 1912-1914

1. Kapitel – Cherbourg, April 1912
2. Kapitel – Raduille, Mai 1912
3. Kapitel – Raduille, Mai 1912
4. Kapitel – Raduille, September 1912
5. Kapitel – Paris, September 1912
6. Kapitel – Paris, September 1912
7. Kapitel
8. Kapitel – Paris, November 1912
9. Kapitel – Paris, Dezember 1912
10. Kapitel – Paris, Januar 1913
11. Kapitel – Paris, September 1913
12. Kapitel – Paris, Juli 1914

Teil 2 – 1914-1916

13. Kapitel – Paris, September 1914

14. Kapitel — Paris, September 1914
15. Kapitel — Raduville, September 1914
16. Kapitel — Paris, März 1915
17. Kapitel — Paris, Mai 1915
18. Kapitel — Raduville, Mai 1915
19. Kapitel — Paris, Dezember 1915
20. Kapitel — Paris, Dezember 1915
21. Kapitel — Raduville, Januar 1916
22. Kapitel — Raduville, Februar 1916
23. Kapitel — Raduville, März 1916
24. Kapitel — Cherbourg, Mai 1916
25. Kapitel — Raduville, Juni 1916
26. Kapitel — Raduville, Juli 1916
27. Kapitel — Raduville, Oktober 1916
28. Kapitel — Raduville, Oktober 1916
29. Kapitel — Raduville, Dezember 1916

Teil 3 — 1917-1918

30. Kapitel — Paris, Januar 1917
31. Kapitel — Paris, Januar 1917
32. Kapitel — Paris, Januar 1917
33. Kapitel — Paris, Januar 1917
34. Kapitel — Paris, Januar 1917
35. Kapitel — Paris, Mai 1917
36. Kapitel — Paris, April 1918
37. Kapitel — Paris, April 1918
38. Kapitel — Paris, Mai 1918
39. Kapitel — Paris, September 1918
40. Kapitel — Paris, Dezember 1918

Teil 4 — 1919-1920

- 41. Kapitel — Paris, März 1919
- 42. Kapitel — Paris, April 1919
- 43. Kapitel — Paris, Juni 1919
- 44. Kapitel — Paris, Juni 1919
- 45. Kapitel — Paris, Oktober 1919
- 46. Kapitel — Paris, Januar 1920
- 47. Kapitel — Cherbourg, Februar 1920
- 48. Kapitel — Paris, Februar 1920
- 49. Kapite — Cherbourg, Februar 1920
- 50. Kapitel — Paris, März 1920
- 51. Kapitel — Paris, März 1920
- Epilog — Moussy-le-Vieux, Juni 1927

Nachwort

Danksagung

Impressum

Wem dieses Buch gefallen hat, der liest auch gerne...

Gewidmet meinem Großvater, Marcel Banz.
Dir hätte die Geschichte bestimmt gefallen.

Prolog

Paris, Januar 1917

Es waren immer nur wenige Sekunden nach dem Aufwachen, in denen Valérie den Krieg vergaß. Sekunden des gnädigen Dämmerns ohne den allgegenwärtigen Kummer, der sich wie ein heißes Eisen in ihre Brust brannte. Doch dieser Augenblick ließ sich nicht einfangen. Er verflüchtigte sich genauso rasch wie die Wärme unter der Decke. Kohle zum Feuern war in diesen Tagen rar, wer nicht frieren wollte, schlief im Wintermantel.

Fröstelnd zündete sie eine Kerze an. Das Licht warf lange Schatten und verzerrte die Proportionen der Möbel in diesem kleinen Zimmer am Boulevard Saint-Germain, am linken Ufer der Seine.

Einst war diese Straße von Künstlern, Literaten und Weltenbummlern belebt worden. Damals hörte man sie bis spät herumjohlen, wenn sie aus dem »Les Deux Magots« oder dem »Café de Flore« torkelten und die Luft mit ihrem Zigarettenrauch schwängerten. Heute aber schimmerte nicht die Glut der Zigaretten, sondern der Vollmond wie eine Gaslaterne im Nebel. Valérie konnte ihn deutlich durch die verriegelten Fensterläden erkennen. In den letzten Monaten hatte sie gelernt, dass es verschiedene Arten von Stille gab. Da gab es die friedvolle Stille, die

nachdenkliche Stille oder die bedrückende Stille ... und manchmal Totenstille.

Valérie drückte ihre Nase an das Glas. Ihr Atem beschlug in einem kleinen Oval das Fenster. Wann hatte sie zuletzt einen solch prachtvollen Mond erlebt? Wann überhaupt etwas gesehen, das schön war? Durfte sie es riskieren, die Verriegelung zu entfernen, um ihn näher zu bewundern? Sie würde zuerst die Kerze löschen müssen. Paris, die Stadt des Lichts? Das war Vergangenheit. Wer sich nicht an die Abdunkelung hielt, wurde bestraft und als schlechter Patriot bezeichnet.

Sie befeuchtete ihre Finger und löschte die Kerze. Flüchtig schwebte der Duft des Rauchs im Raum. Dann stieß sie die Läden auf und blickte hinab auf die schlafende Stadt.

Eine Patrouille marschierte die Straße entlang. Die Stiefel der Männer stapften im monotonen Takt über den Neuschnee, bis nichts mehr zu hören war. Wieder war es still. Was für eine Stille war es? Valérie hörte genauer hin und seufzte erleichtert. Friedvolle Stille. Als gäbe es kein Leid auf dieser Erde, als wäre dies ein Moment der Regeneration.

Valérie glaubte, die Stadt atmen zu hören. Ein alter Geist spukte in diesen Mauern, dessen Mörtel unnachgiebig blieb, obwohl er seit Jahrhunderten bröckelte. Ein Geist, der schon so viel Schreckliches erlebt hatte und sich

dennoch nicht vertreiben ließ. Würde er eines Tages auch über das triumphieren, was derzeit geschah?

Sie ahnte noch nicht, dass sie sich getäuscht hatte. Die Stille war nicht friedlich, es war die Ruhe vor dem Sturm. Aber Valérie war zu sehr damit beschäftigt, in den Himmel zu blicken. Ihr wurde die Distanz zu ihrer kleinen Tochter Julie bewusst, die auf dem Land in Sicherheit lebte und nichts von ihrer Maman ahnte, die in Paris täglich ums Überleben kämpfte. Mit Julie ging ein weiterer Gedanke einher, und dieser ließ ihre Kehle so eng werden, dass ihr das Atmen schwerfiel. Wenn Gabriel noch lebte, blickte er dann in diesem Augenblick ebenfalls in den Himmel und dachte an sie? Oder sah er von den Sternen auf sie herab wie so viele andere, die in den letzten zweieinhalb Jahren in den Schützengräben gefallen waren?

Als sie ihre Hände zum Gebet faltete, brannten ihre Augen. »Gabriel, wo immer du bist, so Gott will ...«

Ein herabsausendes Brummen ließ sie zusammenfahren. Zeppeline!

Ihr Puls schoss in die Höhe, von ihrer Brust ging eine Angst aus, die hochwanderte, über ihren Schädel kroch und ihren Verstand lähmte. Obwohl die Erfahrung sie längst eines Besseren belehrt haben sollte, hinderte diese Angst sie daran, klar zu denken. Da, wo sie aufgewachsen war, heulten nachts nur die Wölfe. Doch in Paris im

Januar 1917 waren es die Bomben deutscher Fliegertruppen.

Sie durfte keine Zeit verlieren. Eilig riss sie die Zimmertür auf. »Apollinaire, wach auf! Es hat wieder begonnen!« Mit einem Satz war sie bei ihrem Freund und zerrte an seiner Schulter. »Apollinaire!«

Endlich blinzelte er sie aus schlaftrunkenen Augen an. »Was ist?«

Das Einsetzen der Sirenen, die Rufe der verängstigten Nachbarn und das entfernte Donnern von Bombeneinschlägen bedurften keiner weiteren Erklärung. Das ganze Haus erzitterte, als wäre es bloß ein Puppenhaus. Valérie ergriff Apollinaires Hand. Zusammen kauerten sie sich unter den Esstisch.

»Das haben wir von deiner Wohnung im Dachgeschoss. Wenn wir getroffen werden, sterben wir zuerst«, knurrte Valérie wenig später.

Apollinaire, an einer Zigarette ziehend, dachte pragmatischer. »Dafür werden wir nicht lebendig begraben.«

»Ich hasse es trotzdem. Ich hasse diesen Impuls, auf die Straße rennen zu wollen, obwohl es dort gefährlicher ist als hier.« Sie nahm einen Schluck aus dem Flachmann und hustete.

»Langsam, Kleine.«

Apollinaire nahm ihr den Flachmann aus der Hand und trank ebenfalls. Der Schnaps half ihnen, die Nerven zu beruhigen. Wie lange verharrten sie jetzt schon hier unter dem Tisch? Zwanzig Minuten? Dreißig? Sie wusste, dass Zeppeline nicht sonderlich große Schäden anrichteten, da sie aufgrund ihrer geringen Traglast nicht viele Bomben mit sich führen konnten. Doch die Vorstellung, wie diese lautlosen Todesboten im nächtlichen Himmel über ihre Köpfe schwebten, war furchteinflößend. Und sie waren nahe, sehr nahe, sodass einmal unter einer ohrenbetäubenden Detonation das Geschirr im Schrank erzitterte und Kalk von der Decke rieselte.

Valérie schloss die Augen. »Letztens hörte ich, wie eine Nachbarin erzählte, wie ohnmächtig sie sich bei diesen Angriffen fühle. Sie sagte, es bleibe ihr nichts anderes übrig, als ihre Bébés an sich zu pressen und sich mit dem Gedanken zu trösten, dass sie wenigstens alle beisammen seien, sollten sie sterben.«

»Wir könnten natürlich auch Bébés machen«, entgegnete er unverblümt mit einem Grinsen.

»Guillaume Apollinaire, ich muss doch sehr bitten!«

Er lachte – fast zu herzhaft für diese Schreckensstunde. Dabei verrutschte die Bandage um seinen Kopf, die er selbst in der Öffentlichkeit mit Stolz trug. Darunter verbarg sich eine üble Verletzung, die nicht richtig heilen wollte. Auf poetischere Art hätte er sie nicht erlangen können: ein

Dichter, der im Schützengraben *Mercure de France* gelesen hatte, ehe ein Granatsplitter seinen Helm durchbohrte und ihn am Kopf traf. Nächste Woche sollte er sich erneut einer Operation im Militärhospital Val-de-Grâce unterziehen. Obwohl diese Verletzung ihn zum Invaliden machte, hielt ihn das nicht davon ab, seinen nächsten Einzug zu planen. Das Kampfesfieber hatte ihn befallen, und es war weitaus schwieriger, ihn davon zu kurieren als von der Grippe.

»Ich wünschte, du gingest nicht.« Valérie wusste, dass ihre Worte nicht zu ihm dringen würden. Ein Pole, der sich eigens für das Kriegsministerium hatte einbürgern lassen, den konnte man nicht zum Umdenken bewegen. Auch Frauen waren dazu angehalten, zur Hebung der Moral beizutragen. Eine Pflicht, die Valérie immer wieder versäumte, wenn sie Männer, die ihr lieb waren, von ihrem patriotischen Eifer zu kurieren versuchte. »Apollinaire, du warst mein erster Freund, als ich hierherkam, wenn dir etwas zustößt ...«

»Daran vergeude keine Tränen, solange nichts dergleichen passiert ist. Du bist so jung. Ich hingegen erfahre erst jetzt Ruhm und Ehre. Etwas, das ich als Schriftsteller fast zwanzig Jahre lang vergeblich versucht habe.«

Eine unglaubliche Ausrede. Apollinaire war nicht so erfolglos, wie er behauptete. Sie hob die Tischdecke und

spähte zum expressionistischen Gemälde, das über dem Bett hing. Ein Geschenk seiner Muse und einstigen Geliebten Marie Laurencin. Das Bild zeigte Apollinaire umgeben von Freunden. Auch Rousseau und Modigliani hatten ihn schon porträtiert. Und vor zwei Wochen an Silvester hatte Picasso eine Feier eigens dafür veranlasst, um Apollinaires Überleben, seine Kriegsauszeichnung und seine neue Publikation zu würdigen. Er war sehr wohl jemand. Sein Wort zählte was am linken Ufer der Seine. Aber Valérie war nicht einfältig. Sie wusste, dass sie ihn nicht zwingen konnte, bei ihr zu bleiben.

»Dann versprich mir wenigstens, dass du nicht stirbst.«

»Jeder Mensch muss einmal sterben«, sinnierte er. »Aber ich verspreche dir, es soll nicht im Krieg geschehen.«

Schon beim Gedanken, dass er einmal aus ihrem Leben treten könnte, wurde ihr übel. »Um zurück auf dein Angebot zu kommen ...«, wechselte sie mit einem Lächeln das Thema.

»Das war ein Scherz. Das weißt du doch?«

Natürlich wusste sie das. Liebevoll blickte sie in seine braunen Augen und fuhr mit dem Daumen über sein Kinn. Sein Ruf als Frauenheld eilte ihm voraus. Wen sollte das überraschen? Wer die Werke von Marquis de Sade neu veröffentlichte, weil er darin die sexuelle Befreiung der Frau erkannte, der musste ein hervorragender Liebhaber sein. Nur sie hatte er nie angerührt.

Valérie sprach oft während eines Bombenangriffs. Das ließ die Zeit schneller vergehen und gab ihr nicht das Gefühl, auf den Tod zu warten. Je mehr sie sich in einem Gespräch verlor, desto nebensächlicher wurde die Umgebung. Und mit Apollinaire über Liebesangelegenheiten zu reden, half ungemein.

»Man muss körperliche Anziehung von Liebe unterscheiden können. Ich habe schon zu oft ohne Bedeutung geliebt und wiederum Frauen vergöttert, ohne mich mit ihnen zu vereinen. Auf Dauer ist das wertvoller.« Das war ein sonderbares Kompliment. Gerade weil er nicht mit ihr anbändelte, zeigte er, wie wichtig sie ihm war.

»Ich kann die Frauen erobern, aber sie nicht halten. Mir wurde das Herz schon tausendfach gebrochen, sodass es auf einmal mehr oder weniger nicht mehr ankommt. Aber eine Valérie Massé, die öffnet ihr Herz nur ganz oder gar nicht. Wer dein Vertrauen erfährt und es verletzt, sollte füsiliert werden. Das kann ich nicht verantworten, dafür schätze ich dich zu sehr.«

Für seine Offenheit liebte sie ihn und für seinen Stoizismus noch mehr.

Erleichtert stellte sie fest, dass die Detonationen allmählich nachließen. »Was denkst du, wie lange dauert es noch an?«

»Wenn es nur Zeppeline sind, dann dürfte es bald vorbei sein.«

»Nein, ich meine das Ganze. Den Krieg. Wird jemals ein Ende in Sicht sein?«

Sein Kopf neigte sich zur Seite, als verstünde er die Frage nicht. »Vermisst du denn dein altes Leben, ma chère?«

Sie schüttelte nachdenklich den Kopf. »Den Frieden ja, aber nicht den Rest.« Ihre Augen nahmen einen stumpfen Blick an, als sie sich die Bilder der Vergangenheit ins Gedächtnis rief.

Bilder, an die sie nicht erinnert werden wollte. Es lag jetzt bald fünf Jahre zurück. Ein halbes Jahrzehnt, und doch beschlich sie das Gefühl, als wäre es erst gestern gewesen. Noch immer spürte sie den Schmerz wie einen frischen Schnitt im Fleisch, wenn sie an Gabriel dachte. Gleich zweimal hatte er sie verlassen. Einmal für Claudine, einmal für den Krieg. Es war der gleiche Schmerz, der sie jeden Morgen nach ihrem gnädigen Dämmer heimsuchte.

Apollinaires Worte kamen ihr wieder in den Sinn. *Eine Valérie Massé, die öffnet ihr Herz nur ganz oder gar nicht.* Bei Gott, sie konnte es doch gar nicht mehr öffnen. Sie hatte es schon längst verloren.

Teil 1

Fünf Jahre zuvor 1912-1914

1. Kapitel

Cherbourg, April 1912

»Du lieber Himmel! Sieh es dir an, Jules.«

Valérie staunte wie ein Kind, als sie mit ihrem Zwillingsbruder vom Hafenbecken aus auf das Schiff blickte. Es hatte etwas Ehrfurchtgebietendes. Wie eine Königin thronte es vor dem Hafen von Cherbourg, während seine vier Schornsteine in den grauen Himmel ragten. Valérie hielt ihren Hut fest, denn es ging ein frischer, noch fast winterlicher Wind. Nur ein Hauch von Enttäuschung dämpfte ihre Freude. »Schade, dass sie so weit weg ist. Ich hätte sie gern aus der Nähe gesehen.«

»Diese Distanz muss sie leider wahren, Val. Die Titanic ist so groß, wenn sie direkt am Hafen ankern würde, dann könnte ihr Sog die kleineren Schiffe beschädigen.«

Valéries Augen wanderten den Luxusdampfer Meter für Meter ab, denn sie wollte sich diesen Anblick für immer einprägen. Knapp dreihundert Passagiere stiegen zu, indem sie per Versorgungsschiffe an Bord gebracht wurden. Zwei von ihnen – das wusste Valérie, weil sie regelmäßig Zeitung las – waren der Milliardär J. J. Astor IV und seine Frau Madeleine, die ihre Reise durch die Normandie beendet hatten und nach New York zurückkehrten. Wie Valérie sie um diese Fahrt beneidete! Und wie wenig sie es

nachvollziehen konnte, dass zwei Dutzend Passagiere am Hafen von Cherbourg wieder an Land gingen, weil sie nur den Ärmelkanal hatten überqueren wollen.

Verträumt lauschte sie dem Brechen der Wellen und schmeckte das Salz auf der Zunge. Sie kam gern hierher, um zu skizzieren, um das Leben am Hafen einzufangen. Sie mochte die Geschäftigkeit, die Rufe der Seemänner und den Lärm der Dockarbeiter, wenn sie Kisten schleppten und Waren entluden. Heute blickten auch sie länger auf die See, als ihren Vorarbeitern lieb war.

»Eines Tages fahre ich mit der Titanic nach Amerika«, entschied sie.

»Nach Amerika? Ich dachte, dein Ziel wäre Paris!«, rief Jules gegen den Wind.

»Natürlich, aber man soll wissen, was man vom Leben will.«

Ein Privileg, dessen sie sich als zukünftige Kunststudentin durchaus bewusst war. Nicht vielen Frauen war es vergönnt zu studieren. Sei es, weil es die Eltern nicht vorsahen oder die Akademien nicht zuließen. Aber es gab wenige Häuser, die Ausnahmen machten. Die private Académie Colarossi im Arrondissement du Luxembourg war eines davon. Schon ihre Eltern hatten dort studiert und Valérie die Liebe zur Kunst vererbt. Wie konnten sie da ihrer Tochter den Wunsch abschlagen, in ihre Fußstapfen zu treten? Schließlich atmete sie den Geruch von Farbe,

Terpentin und Modelliermasse seit ihrer Geburt. Valérie liebte es, etwas zu erschaffen. Schon wenn sie die Farbtuben öffnete und anmischte, wenn sie zügig mit dem Spachtel das Gemälde grundierte, der Geruch der Materie in ihre Nase stieg und sich allmählich im Raum ausbreitete, wurde sie von einer seligen Zufriedenheit erfasst. Mit ihren Werken konnte sie ausdrücken, was sie mit Worten nicht auszusprechen vermochte. Den Umgang mit dem Pinsel war ihr von ihrer Maman zwar schon als Kind in die Wiege gelegt worden, aber in Paris sollte ihr Talent, jetzt noch einem Rohdiamanten gleich, den perfekten Schliff erhalten. Am Dorfrand von Raduville, bei der Waldgrenze, besaß sie ein kleines Atelier. Ursprünglich hatte es ihrer Mutter als Tanz- und Malstube gehört. Besonders als die Kinder noch klein waren, hatte Madame Massé von diesem ruhigen Ort profitiert, wo sie nicht abgelenkt wurde und sich konzentrieren konnte. Später arbeitete sie lieber vom großen Haus aus, und Valérie durfte das Atelier übernehmen. Es war der Ort, über den sie allein herrschte, an dem sie einfach nur für sich existierte und die Welt um sich vergaß. Es war wichtig, aber leider bei weitem nicht selbstverständlich, dass eine Frau einen Raum für sich hatte. Gelegentlich verkaufte sie ihre Bilder und Skulpturen auch auf den Märkten. Ihre Tonfiguren erfreuten sich großer Beliebtheit in der Nachbarschaft.

Am liebsten widmete sie sich den Gipsskulpturen. Doch wenn sie nicht gipste, dann malte sie, und wenn sie nicht malte, dann töpferte sie. Ihre Eltern verlangten, dass sie ihren finanziellen Beitrag für das Studium leistete. So arbeitete sie als Zustellerin drei Tage die Woche bei Monsieur Pigalle in der Post und zog mit dem Fahrrad und einem Sack voller Briefe durch die Dörfer.

Aber sie war nicht die Einzige mit einem Vorhaben. Jules ging mit ihr weiter.

»Komm mit, ich zeige dir das Hospital!«

Sie ließen den Luxusdampfer hinter sich und bogen in die Rue de l'Abbaye ein, dann standen sie vor dem Hôpital Maritime. Das Wappen eines Ankers ragte über dem schmiedeeisernen Tor. Gleich daneben befand sich die Universität. Dort würde Jules im Sommer mit dem Medizinstudium beginnen.

Ein Lazarett hatte hier schon gestanden, als Cherbourg während des Premier Empires zu einer Hafenstadt herangewachsen war, aber erst unter Napoleon III. hatte man es eingeweiht. Es war ein ansehnlicher Komplex aus hellem Stein mit hohen, weißen Fenstern. Ein sauber gerechter Kieselsteinweg führte auf das Grundstück, Rosensträucher und Palmen zierten die Parkanlage.

Ein Schauer der Ergriffenheit durchrieselte Valéries Körper.

»Ist es nicht unglaublich, welche große Veränderungen uns bevorstehen? Bald wirst du durch diese Räume schreiten und den Patienten ein besseres Leben bescheren.«

Verlegen winkte er ab. »Zunächst wohl eher die Nächte durchlernen, Laufbursche der Ärzte spielen und mich mit den Krankenschwestern um die Bettpfannen streiten.«

»Das gehört eben dazu, aber ich weiß, dass du das kannst.«

Sie hatte schon oft miterlebt, dass Jules in hektischen Situationen ruhig blieb und rasch und mit klarem Verstand reagierte. Sein Interesse für Medizin war bei einem Zwischenfall in seiner Kindheit erweckt worden, als ihr Vater eine Weinflasche zu Boden fallen lassen. Diese war zerschellt und ihre Glassplitter hatten sein Bein getroffen. Mit großem Geschick hatte sich der damals zehnjährige Jules der Wundversorgung und dem Verbandwechsel des Vaters gewidmet, während ihre Maman fast in Ohnmacht gefallen war.

Jetzt sah Valérie ihren Bruder an, und ihre Stimmung veränderte sich. Da war dieses unangenehme Ziehen im Magen, das sie seit geraumer Zeit spürte, wenn sie an die Zukunft dachte. Es stieg ihren Hals hoch und schnürte ihre Kehle zu. »Wir waren noch nie getrennt.«

»Ich komme jedes zweite oder dritte Wochenende nach Raduville. Und das erwarte ich von Ihnen auch, junge

Dame!« Er sagte es scherzhaft und mit dem Befehlston einer tadelnden Gouvernante, doch auch sein Blick hatte sich verändert. Der Schalk in seinen Augen war verschwunden. Stattdessen presste er die Lippen zusammen.

Es gab eine spezielle Verbindung zwischen ihnen. Eine, die nur Zwillinge kannten und die Außenstehende niemals in dieser komplexen und tiefen Form verstehen konnten. Sie besaßen einen inneren Kompass, mit dem sie einander immer fanden. Auch wenn beide ihre kleine Schwester Monique liebten, so fühlte sich Valérie ihrem Bruder näher. Sie schätzte ihn endlos. Er behandelte sie wie ein gleichwertiger Mensch, scherzte und philosophierte mit ihr und war jederzeit dazu bereit, sie bis aufs Blut zu verteidigen.

Ihr gemeinsamer Freund Gabriel war immer mit von der Partie. Er war der Sohn des hiesigen Postboten und half wie Valérie beim Sortieren und Zustellen der Post. Ihre Freundschaft reichte bis in die Kindheit zurück. Als Valérie und Jules neun Jahre alt gewesen waren und die Familie von Paris aufs Land gezogen war, war er ihr erster Schulfreund gewesen. Er hatte sie durchs ganze Dorf geführt und ihnen die besten Plätze zum Spielen und Tagträumen gezeigt. Mit den beiden war Valérie als Abenteurerin durch die Wälder gestreift, hatte ihren ersten Schnaps getrunken, im Nachbargarten Kirschen gestohlen

und war bei sonstigen Streichen involviert gewesen. Dinge, die in ihren Augen der Inbegriff einer unbeschwerten Kindheit waren.

»Ach, Val, ich finde das auch nicht schön, aber so ist es nun mal, wenn man erwachsen wird.« Er berührte ihre Schulter. Seine dramatisch blauen Augen glichen einem Spiegel, in den sie blickte. Valérie hatte dieselben Augen. Ebenso die helle Haut und den sinnlichen Mund. Natürlich war ihr Gesicht weicher und femininer, doch selbst ihre Haare waren von derselben Beschaffenheit. Ein gewelltes Haselnussbraun mit einem Hauch von Kupfer.

»Komm«, sagte er nach einer Weile. »Gehen wir nach Hause.«

2. Kapitel

Raduille, Mai 1912

Valérie mochte keine Hochzeiten. Das künstliche Gehabe und der perfektionistische Eifer raubten ihr die Fähigkeit, sich für die Beteiligten zu freuen. In ihren Augen brachte es als Frau keinen Vorteil zu heiraten. Man begab sich von der Obhut des Vaters in die Obhut des Gatten, aber mehr Rechte oder Freiheit erlangte man dadurch nicht.

Die Dorfbewohner von Raduille verrenkten ihre Hälse hoffnungsvoll in Richtung Kirchportal, auf dass die Braut bald eintreten würde. Ein Hauch von Weihrauch lag in der Luft, gemischt mit dem Geruch der gemischten Parfüms der versammelten Damen. Valérie konnte sich nur allzu gut vorstellen, wie Dominique draußen vor der Kirche stand und ihren Vater tyrannisierte. Die letzten Tage vor der Hochzeit hatten sie zu einer Furie gemacht.

»Meine Güte«, flüsterte Jules ihr mit einem bedeutungsschweren Seufzen ins Ohr. »Wenn die wüsste, dass ...« Er hob eine Augenbraue.

Sie wollte ihrem Bruder etwas Unterhaltsames erwidern, doch da schlug die Orgel einen ohrenbetäubenden Akkord an, und die Gäste schnellten in die Höhe. Die Braut trat ein, und mit glasig schimmernden Augen schritt sie in einem

weißen Kleid aus Seidensatin mit dezenten rosa Nadelstreifen ihrer Zukunft als Madame Fabron entgegen.

Valérie zwang sich zu einem Lächeln. Ihr Kleid entsprach exakt dem großbürgerlichen Stand der Familie Massé, die zwar aus den Künstlerkreisen stammte, es dort aber zu was gebracht hatte. Es war ein marineblaues knöchellanges Kostüm aus Wollserge aus dem soeben gegründeten Modehaus Patou, dazu trug sie Schuhe aus Veloursleder. Der Schnitt ihrer Jacke mit schmalem Samtkragen brachte eine hohe Taille hervor, darunter trug sie eine cremefarbene Seidenbluse mit einem hochgeschlossenen runden Ausschnitt und eine Perlenkette, die auf Brusthöhe verknotet war. Der breitrempige Hut saß nur dank unzähliger Haarnadeln tadellos auf ihrem Kopf. Ihr graute schon jetzt vor den Schmerzen, wenn Mamans Zofe ihn am Nachmittag wieder abnehmen würde. Die darauf drapierte übergroße Schleife war in der gleichen Farbe wie das Kostüm.

Gerade las der Pfarrer aus dem Buch Rut. »Wohin du gehst, dahin gehe auch ich, und wo du bleibst, da bleibe auch ich ...«

Valérie hörte die Worte, ohne sie richtig wahrzunehmen, denn ihre Augen waren auf den Bräutigam gerichtet. Da er ihr den Rücken zukehrte, konnte sie keine Gefühlsregung erkennen. Aber sie fragte sich, ob Dominique auch dann versprechen würde, ihren Angetrauten bis in alle Tage zu

lieben und zu ehren, wenn sie wüsste, dass Clément Fabron ursprünglich ihr, Valérie, einen Antrag gemacht hatte. Sie versuchte, sich vorzustellen, wie es wäre, an Dominiques Stelle vor dem Traualtar zu stehen – und war froh, dass sie es nicht tat.

»Vergiss Paris, ich erbe die Sägerei meines Vaters und kann dir weitaus mehr bieten als Kunst. Sie vergeht. Irgendwann hast du Kinder, die dich so erfüllen, dass du diesen Tand gar nicht brauchst. Dann wirst du froh sein, dass du nicht zu viel Zeit damit verschwendet hast.« Um seine Worte zu untermauern, hatte er ihr mit einem bemerkenswerten Mangel an Taktgefühl einen Kuss auf die Lippen gepresst. Valérie hatte ihn entsetzt von sich gestoßen und ihm, ohne eine Antwort zu geben, die Tür vor der Nase zugeschlagen.

So war das, wenn man in einem Dorf wie Raduille lebte. Ab einem gewissen Alter betrachteten die jungen Männer einen anders. Man sehnte sich hier nach Ordnung, Häuslichkeit und Behaglichkeit. Daher galt auch Valérie seit ihrem achtzehnten Geburtstag als potentielle Quelle des ewigen Glücks des bürgerlichen Kleingeistes.

Andere wiederum warnten vor ihr. »Bei der musst du es gar nicht versuchen, die hat ihren eigenen Kopf.«

Obwohl sie recht hatten, taten diese Worte weh. Man erwartete nicht viel vom Leben, Träumer wie sie wurden belächelt. Schon ihre Eltern galten als kosmopolitische